

J U G E N D

NUMMER 16 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Der Führer

SA - Mann Ries, Mainz

WER DEUTSCHLAND DIENT

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Gott seines Willens Werkzeug sucht und findet.
Es wächst das Werk, wenn auch der Meister scheidet.
Zum Segen aller Einer opfernd leidet —
Die Heldentat besteht, der Held entschwindet.

Den Gott begabte mit dem Hochgedanken
Dem Volk aus Frohn den Weg zur Freiheit bahnen!
Wie weit sein Wollen und wie groß sein Planen —
Niemals dem Sehenden die Blinden danken.

Der Zukunft Brückenbauer darf nicht messen
Mit Menschenmaß: ob möglich das Erstrebte
Und ob er auch der Mühe Lohn erlebte?
Wer Deutschland dient, der muß sich selbst vergessen!

ZUSAMMEN

Weil euch dasselbe Leid zerrißt,
Weil derselbe Wille die Wege weist.
Weil dieselbe Sehnsucht euch drängt,
Weil ihr, zusammen, die Wände sprengt.

UNS TRÄGT EIN GLAUBE!

Uns trägt ein Glaube,
den nichts zerbricht,
uns führt eine Fahne
und mahnt zur Pflicht.

Wir streben zum Ziel,
das wir selbst uns gestellt,
und unsere Herzen
ein Leuchten erholt:

Wir standen zusammen
in Kampf und Tod,
wir trugen die Fahne
aus Nacht und Not.

Nun flattert die Fahne
bis in Ewigkeit.
Uns trägt ein Glaube —
wir sind bereit!

Heinz W. Krause



Am Fluß

Herm. Mayerhofer-Passau (München)

Kamerad Hermann

Es war im Jahre 1919.

Der Waffenstillstand war längst geschlossen. Die Truppen waren von der Front in die Heimat zurückgekehrt. Nur wir Kriegsgefangenen blieben noch in Feindesland. Wie lange noch?

Droben in den Argonnen, in einem zerschossenen Bauerngehöft lagen wir im Quartier. Nachts regnete es auf unsere Lagerstätten. Am Tage zogen wir in Wind und Wetter hinaus in die benachbarten Dörfer, die Schäden des Krieges auszubessern. Mancher Student hat sich da als Maurer und Zimmermann, mancher Bauer als Tischler oder Dachdecker betätigen müssen. Unser Kommando hatte die Aufgabe, die Drahtverhaue, die die Stellung vor dem Dorfe geschützt hatten, zu zerschneiden. Scharf piffte der Nordwind, daß unsere Hände kaum die großen Scheren halten konnten.

Da sah ich ihn zum ersten Male, den Bauern Hermann. Er mußte wohl aus irgendeinem fremden Lager zu uns gekommen sein. Denn sonst hätte ich ihn kennen müssen. Seine erste Frage — so einfach sie war — hob ihn aus der Masse der anderen heraus. Er fragte mich nach meinem Vornamen. Lag für mich eine Vertraulichkeit darin, die etwas anderes war als die biedere derbe Kameradschaft der anderen?

Und bald hatte sich eine Freundschaft entwickelt, wie ich sie weder im Felde noch in der Gefangenschaft ein zweites Mal kennengelernt habe. Was mag uns — den im vollen Mannesalter stehenden Bauern und den zwanzig Jahre jüngeren Städter zusammengeführt haben? Waren es die Erzählungen von seinem Hof im Hesseland, der zwar klein — aber sein Eigentum war, von dem er mit echtem Bauerstolz sprach, — oder von seinem Sohn, der siebzehnjährig schon den Vater vertreten mußte? Manchesmal fluchte er, wenn die Mutter berichtete, wie ihr der Junge über den Kopf wachsen wolle, — und lachte doch über den tüchtigen Kerl, der über seine Jahre hinaus etwas leistete und darum auch sein Vergnügen haben sollte! Wie leuchteten seine Augen, wenn er von seiner eigenen Jugend sprach, wie er allen Dorfmadeln den Kopf verdreht hatte.

Das Eigenartigste war wohl, wie unsere Temperamente sich er-

gänzten! Er — der um Hof und Familie ernste Sorgen hatte — stand fest und ruhig, heiter und überlegen im Leben. Ich — der ich als junger Mensch noch lebensfremd, dem Vaterhaus und dem Studium entrisen, unwissend, ob sich nach der Rückkehr die Berufsabsichten noch verwirklichen ließen, — litt unsagbar unter der Gefangenschaft.

Und doch gab es Augenblicke, in denen er tief ernst sein konnte!

Wenn Nachrichten aus der Heimat kamen: wenn deutsche Männer sich für ihr Volk einsetzten, wenn ein Freiherr von Lersner sich gegen die Auslieferung unserer als Kriegsverbrecher beschimpften Feldherren und Soldaten zur Wehr setzte, wenn ein Brockdorff-Rantzau als deutscher Mann gegen die unwürdigen Zumutungen der Friedenskonferenz auftrat, wenn ein Admiral Reuter die deutsche Flotte vor der letzten Schande rettete — oder, wenn unwürdige Unterhändler Deutschland immer wieder verriet. Dann war er einer der Stillsten und Ersten, dessen echtes Empfinden nur wenige, aber treffende Worte fand. In diesen Augenblicken haben wir uns ganz verstanden!

Doch diese Fragen erheben sich wohl erst jetzt, da ich nach zwanzig Jahren an jene Zeit zurückdenke. Damals nahmen wir unsere Freundschaft hin, ohne zu grübeln, schlicht und einfach, ohne viele Worte, wie es Soldatenart ist. Ein Jahr sind wir so zusammengeblieben. Dann kam der Abschied! Wie wir zusammengekommen waren, gingen wir auseinander. Bedeutete doch die Trennung gleichzeitig die Rückkehr in die Heimat und Familie, zu den Freuden und Pflichten des Lebens.

Jahre vergingen! Wir haben uns nie wieder gesehen oder geschrieben! Kaum, daß ich jenes Kameraden noch einmal gedachte. Bis eine neue Zeit für Deutschland anbrach! Da schweiften meine Gedanken zurück und erkannten, daß jene Freundschaft, die uns verband — über Unterschiede der Stämme und Landschaften, der Lebensstellungen und Charaktere hinweg —, wie eine Vorahnung war jenes neuen Gemeinschaftsgeistes, der heute nun alle Deutschen umschließt!

DER BRILLANTRING DES INDERS

Eine Kurzgeschichte nach einer Idee von Anton Partsch, gestaltet von Carl Johann Heinrich

Blutrot stand die Abendsonne im Westen der Sahara, als vor dem „Hotel zum Palmenhain“, das in einer französischen Oase lag, ein kleines grubrätiges Männchen stand und den Lagerstoß betrachtete, mit dem es soeben eingetroffen war.

Hochbeladene Kamele, schwergepackte Maultiere und eine Anzahl winziger Eselchen.

Der Kleine, der sich wochenlang in der Wüste aufgehalten hatte, um Jagd zu machen auf die wilden Mähnschafe, war ein steinreicher Lord, der in England und Schottland eine Anzahl Schlösser besaß, dem es nun zu langweilig wurde sich noch länger in der Wüste herumzuschlagen.

Neugierig betrachteten die im großen Speisesaal des Hotels versammelten Gäste den Ankömmling, und tief verneigte sich das Personal, als die kleine Herr eintrat.

Eine Herrengesellschaft, die am Stammtisch saß, begrüßte den Lord mit lautem Hallo, der sich alsdenn gemütlich niederließ und eine Runde Whisky Soda bestellte.

Der Lord mußte von seinen Jagdbauteuern erzählen und interessiert hörten die anwesenden Stammgäste, zu denen ein französischer Arzt, zwei deutsche Kaufleute und ein Juwelenhändler aus Amsterdam gehörten, den Bericht des alten Herrn an.

Ihre Aufmerksamkeit wurde für einen Augenblick abgelenkt als ein neuer Gast eintrat, dessen dunkle Hautfarbe und ein weißer seidener Turban, den Inder erkennen ließ.

Der Herr, der sehr elegant gekleidet war, nahm einige Tische weiter Platz und begann eitrig in einer Zeitung, die er aus der Tasche zog, zu lesen.

Es dauerte nicht lange, da hatte der Inder schon die Aufmerksamkeit sämtlicher Gäste auf sich gezogen, ohne daß er hiervon etwas zu merken schien.

Anlaß dazu bot nicht nur seine auffallende Erscheinung, sondern die wundervollen Brillanten, die er in Ringen gefaßt an den Händen trug.

Besonders ein Ring der linken Hand lenkte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Es war nicht nur ein selten schöner sondern auch außergewöhnlich großer Stein, der bei jeder Bewegung der Hand in tausend Farben schillerte und flammte.

Auch die Gäste am Stammtisch unterhielten sich leise über diesen wundervollen Ring, der außer dem spleenigen Lord auch den Juwelenhändler begeisterte.

Man begann den Wert des Ringes unter sich zu schätzen. Der Juwelier meinte, zehntausend Dollar dürfte er mindestens wert sein, natürlich könnte er den Wert ziemlich genau feststellen, wenn ihm die Möglichkeit geboten wäre, diesen genauer prüfen zu können.

Kurz entschlossen stand der Lord auf und ging an den Tisch des Fremden.

Höflich entschuldigte er sich wegen der Störung und erklärte in

wenigen Worten dem Inder, daß sein Ring am Stammtisch eine Debatte ausgelöst habe, die sich auf den beiläufigen Wert dieses Prachtstückes bezog, was der Inder mit einem freundlichen Lächeln zur Kenntnis nahm.

„Ich glaube“, sagte der Inder, „die Herren haben sich um eine Sache ereifert, die sicher nicht des Eifers wert war, denn der Ring ist nur eine gelungene Imitation eines Steines, der allerdings im Besitz meiner Familie ist, den ich aber nur bei besonderen Anlässen zu tragen pflege!“

Enttäuscht ging der Lord zum Stammtisch zurück und berichtete das soeben Vernommene.

Der Juwelier warf nochmals einen Blick zu dem Fremden hinüber, der schon wieder eifrig seine Zeitung studierte und dessen Ring jetzt Feuer zu sprühen schien.

„Der Mann hat Sie belogen“, sagte der Juwelier leise zum Lord, „ich müßte mein ganzes Leben keinen Diamanten in der Hand gehabt haben, wenn ich nicht von hier aus sehen könnte, daß der Stein echt ist!“

„Diese Art Menschen sind komisch!“ mischte sich der Arzt in das Gespräch, „daher ist es nur zu sehr wahrscheinlich, daß der Mann durch unsere Neugierde sich belästigt fühlte und durch diese ausweichende Erklärung Sie los sein wollte, mein lieber Lord.“

Diese Äußerung ärgerte nun wieder den Lord, der gewöhnt war, daß man alle seine Wünsche erfülle in anbetendster Weise, daß selbst die größten Geldbeträge keine Rolle für ihn spielten, wenn er eine seiner Launen befriedigen wollte.

Der Inder, der seine Zeitung weggelegt und eine Zigarette angezündet hatte, musterte nun seinerseits die anwesenden Gäste.

Als sein Blick auf den Stammtisch fiel, lächelte er verbindlichst und es schien als ob in seinen Blicken die Frage zu lesen wäre: „Habt Ihr euch jetzt beruhigt?“

Dem Lord ließ die Sache keine Ruhe.

„Ich möchte doch zu gerne wissen, ob mich der Inder belogen hat“, sagte er zu dem Juwelenhändler, und als er sah, daß der Inder aufstand und sich an die Bar begab, stand auch er auf und nahm ebenfalls in der Bar und zwar neben dem Inder Platz. Lachend verfolgte die Tischgesellschaft den neuen Angriffsversuch des kleinen Männchens.

Es dauerte gar nicht lange, da kam der Lord freudestrahlend zurück, in der Hand hielt er den Ring.

„Hier!“ sagte er zu dem Juwelenhändler, „haben Sie den Ring. Der Herr war so freundlich, mir denselben auf wenige Minuten zu überlassen.“

Der Juwelier nahm den Ring in Empfang, holte aus seiner Tasche einen kleinen Apparat, mit dem er die Größe des Steines feststellte und betrachtete dann den Ring durch eine Lupe von allen Seiten.

Überlegen lächelnd reichte er dann den Ring dem Lord zurück. „Na?“ fragte dieser gespannt, „wer hat recht?“

„Ich!“ sagte der Juwelier in einem solch bestimmten Ton, daß ihn das Männchen sprachlos anstarrte.

„Wie hoch schätzen Sie den Wert?“

„Zwölftausend Dollar würde ich bieten!“ sagte der Juwelenhändler.

Der Lord nahm den Ring und ging zur Bar.

„Sie haben sich mit mir einen Scherz erlaubt“, sagte er, den Ring zurückgebend.

„Wieso?“ meinte der Inder.

„Weil der Stein echt und mindestens zwölftausend Dollar wert ist.“

Der Inder brach in ein herzliches Lachen aus und dem kleinen Lord auf die Schulter klopfend, sagte er:

„Verlassen Sie sich darauf, was ich behauptet habe, ist richtig. Allerdings besitzt auch dieser Stein einen Wert, der in der vorzüglichen Imitation des Originalen liegt!“

„Wir wollen uns über echt oder falsch nicht streiten!“ sagte der Lord, der sich immer mehr ereifert hatte. „Ich biete Ihnen zwölftausend Dollar!“

„Mein Herr!“ sagte der Inder, „das wäre Betrug von mir, wenn ich Ihnen einen in Grunde genommen wertlosen Stein für eine solche Summe verkaufen wollte, abgesehen davon, daß ich eine gleichwertige Nachahmung des Originals nicht mehr bekommen könnte, denn der Hersteller dieses Ringes ist vor Jahren verstorben!“ Mit diesen Worten schob er den Ring wieder auf den Finger.

Die Herren des Stammtisches hatten mittlerweile gezahlt und traten jetzt an die Bar, um sich vom Lord zu verabschieden, der noch gar nicht daran dachte, seinen einmal gefaßten Entschluß, den Ring zu erwerben, aufzugeben. Es war ihm daher lieb, als die Herren gingen und er sich nun wieder ganz dem Inder widmen konnte.

Man sprach von diesem und jenem. Reiseerlebnisse wurden ausgetauscht und bald schien es dem Lord, als ob er den Inder schon jahrelang kennen würde.

Endlich mahnte der Inder zum Aufbruch.

„Um auf den Ring zurückzukommen!“ sagte der Lord, „hätte ich diesen zu gerne für meine Sammlung, die ich in London besitze, erworben und biete Ihnen 15 000 Dollar, wenn Sie mir denselben überlassen.“

„Sie scheinen ja unendlich viel Geld zu haben, wenn Sie Ihren Launen solche Summen opfern können!“

„Sie wollen mir also den Ring überlassen?“ sagte der Lord hocherfreut.

„Sie würden mich ja sonst nicht zu Bett gehen lassen!“ lachte der Inder und zog den Ring vom Finger.

„Ich betone aber nochmals hier in Zeugengegenwart!“ sagte er und zeigte auf den Mixer, der die Verhandlung mit angeht hatte, „daß es kein echter, sondern ein falscher Stein ist!“

„Wissen will!“ sagte der Lord, sein Scheckbuch herausziehend. Rasch füllte er ein Blatt mit dem Kaufpreis aus und reichte es dem Inder.

Dieser besah sich den Scheck gar nicht, sondern drückte ihn in der Hand zusammen und schob ihn achtlos in seine Westentasche, worauf er dem Lord den Ring überreichte.

Stolz auf den errungenen Sieg freute sich der Lord im stillen auf die überraschten Gesichter, die seine Stammtischfreunde morgen machen würden, wenn er mit dem Ring erscheint.

Es war ihm allerdings sehr peinlich, dem Inder verschwiegen zu haben, daß er den Ring durch einen Fachmann vorher schätzen ließ und somit dessen Wert genau kannte, da er aber einen durchaus guten Preis gezahlt hatte, beruhigte ihn das wieder.

Man blieb noch eine halbe Stunde beisammen und dann trennten sich die Herren mit dem Versprechen, am nächsten Tag einen gemeinsamen Ausflug zu unternehmen. —

So früh wie heute war der Lord noch nie aufgestanden.

Schon am Frühstückstisch wollte er seine Freunde überraschen und sein Gesicht strahlte vor Freude, als er sie alle hier versammelt antraf. Den Ring hatte er in der Tasche verborgen.

„Hallo, Lord!“ rief ihm der Arzt entgegen, „so früh schon auf



Meine Tochter

E. Tischner - v. Durant



Aus Pillau

Heinz Kistler

den Beinen? Der Ring des Inders hat Sie wohl nicht schlafen lassen?"

„Meinen Sie diesen?“ fragte der Lord, indem er sich niedersetzte und den Ring auf den Frühstückstisch legte. Verblüfft sahen die Herren auf den Ring.

„Donnerwetter!“ meinte der Arzt, „das hätte ich nicht für möglich gehalten!“

„Wir auch nicht!“ stimmten die anderen bei.

Der Lord schob den Ring auf den Finger und erzählte jetzt ausführlich den Hergang seiner Verhandlungen mit dem Inder und den endlichen Erwerb.

„Auf Grund Ihrer Schätzung“, sagte er zum Schluß, indem er sich an den Juwelier wandte, „habe ich noch 3000 Dollar zugelegt, denn ich wollte den Mann nicht betrügen, obwohl er es gar nicht notwendig zu haben schien!“

„Darf ich den Ring nochmal sehen?“ fragte der Juwelier. Der Lord reichte ihn hinüber. Der Juwelier warf einen Blick auf den Stein und nickte dem Lord schelmisch zu. „Sie sind doch ein Schwerenöter!“ sagte er lachend.

„Meine Herren!“ wandte er sich an diese, „der Lord hat uns gründlich hineingelegt mit seiner Ringgeschichte. Das ist nämlich gar nicht der Ring des Inders.“

„Was?“ schrie der Lord empört, „das ist nicht der Ring?“

„Nein!“ lachte der Juwelenhändler.

„Den haben Sie doch selbst abgeschätzt!“

„Den ich heute nacht geschätzt habe“, sagte der Händler, „war echt, dieser hier ist falsch!“

„Das ist ja eine nette Geschichte!“ brummte der Lord und kratzte sich verlegen hinter dem Ohr.

„Und das Schönste dabei ist“, sagte einer der Kaufleute, „daß Sie den Kerl wohl kaum belangen können, da er Ihnen in Zeugengegenwart erklärte, der Stein sei nicht echt!“

„Das ist mir ein Rätsel!“ sagte der Lord und schüttelte verständnislos seinen Kopf. „Ich bin von dem Kerl nicht einen Augenblick weggegangen und sah genau, daß er den Ring, den Sie taxierten, wieder auf den Finger schob!“

In diesem Moment erschien ein Boy und überreichte dem Lord einen Brief.

Dieser riß den Umschlag heftig auf und überflog den Inhalt, dann begann er herzlichst zu lachen.

„Lesen Sie bitte!“ sagte er zu dem Arzt, indem er diesem den Brief reichte.

Dieser las:

„Mein lieber Lord!

Nachdem ich Ihre Marotten genau kenne und weiß, daß Geld für Sie keine Rolle spielt, habe ich mir erlaubt, Sie um einige tausend Dollar leichter zu machen.

Damit Sie aber Ihrem Freund, dem Amsterdamer Fachmann, keinen Vorwurf machen, gebe ich zu, daß der geschätzte Ring echt war und der taxierte Preis richtig eingesetzt.

Daß ich den echten Ring mit Ihrem Scheck in meine Westentasche schob und den falschen hervorzog, schien Ihrer Aufmerksamkeit entgangen zu sein.

Ein einfacher Zauberkunststück, wie ich solche in meiner Eigenschaft als Artist und indischer Gaukler dem Publikum vorführe. Im übrigen habe ich ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß der Ring falsch ist.

Ich empfehle mich Ihnen und Ihren Freunden auf das beste als Ihr aufrichtig ergebener
Indischer Gaukler.“

BÄRBELE WIRD KURIERT

Eine schwäbische Schnurre, erzählt von Karl G. A. Gössele

Bärbele Lanz war ein Mädel, dessen Aussichten fürs Leben nicht besonders gut waren. Ihr Vater hatte sieben Töchter, aber nur einen kleinen Hof, der in der Nähe von Biberach lag und der seinen Besitzer kümmerlich ernährte. Bärbele und ihre Schwestern mußten sich als Mägde verdienen, als sie der Schule entwachsen waren. An Heiraten war bei keiner zu denken, weil ihnen der Vater eine Aussteuer nicht mitgeben konnte. Und eine solche als Magd sich ersparen war bei den Lohnverhältnissen, wie sie Ende des XVIII. Jahrhunderts herrschten, schier ausgeschlossen. Vielleicht wäre das eine oder andere der Mädchen von irgend einem hergelaufenen armen Schlucker gehehlicht worden, aber danach stand nicht ihr Sinn. Lieber wollten sie gar nicht als schlecht heiraten. Ingeheim aber strengte sich jede an, einen Bauernsohn zu erobern oder einen Mann, der die Gewähr bot, eine Familie durchs Leben zu bringen.

Unser Bärbele versuchte es mit der Sparsamkeit. Sie rackerte sich ab von Woche zu Woche und von Monat zu Monat; sie gönnte sich nichts und legte Kreuzer zu Kreuzer. Weil es aber kein Stück gab, hielt sie Ausschau nach weiteren Einnahmequellen. Sie bemühte sich, auf dem Wochenmarkt in Biberach — wohin sie des öfteren geschickt wurde — Überpreise zu erzielen für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die sie im Auftrag ihres Brotherm abzusetzen hatte, und mitunter gelang ihr dies auch. Den Unterschied zwischen dem üblichen Marktpreis und dem, was sie erlöst hatte, steckte sie dann in die eigene Tasche. Ganz sauber war ihr Gewissen dabei nicht. Aber wie das bei den meisten Menschen so geht, übertönte in ihrem Herzen die Freude an dem erzielten Erfolg die reineren Regungen.

Eines Tages — es war im Juli des Jahres 1796 — hatte Bärbele ein paar Kilo Butter in Biberach zu verkaufen, und — weil sie auf dem Wochenmarkt den geforderten sehr hohen Preis von einem Gulden für das Pfund nicht erzielen konnte, ging sie kurzentschlossen in ein Soldatenlager, das schwäbische Kreistruppen errichtet hatten, nachdem sie vom Rhein zurückgekehrt waren. Dort waren die Lebensmittel überaus knapp und Bärbele wurde ihre Ware im Handumdrehen los. Das letzte Pfund Butter verkaufte sie an den Korporal Ambros Kienle, einen aufrechten Schwaben, der wußte, was er wollte. Ambros Kienle, ein Bauernsohn, auf den in der Nähe von Weiblingen bei Stuttgart der elterliche Hof wartete, ärgerte sich sehr, daß die Notlage der Truppen von einem jungen Mädel, das ihm im übrigen gar nicht schlecht gefiel, ausgenutzt wurde. Deshalb sagte er:

„A Gulda für a Pfond Butter ischt a Sündageld; schämscht du die net, Frauzimmer?“

Bärbele steckte das Geld ein und lachte:

„Viel Geld ischt scho, Herr Soldat, aber s ischt halt Krieg! Ond schäma tu i mi au net, denn i han jo a saubers Hemmet al!“

Das Mädel drehte sich herum und verließ das Lager.

Auf dem Nachhauseweg freute sich das Bärbele Lanz so recht von Herzen in Gedanken an den erzielten Gewinn. Sie hatte in letzter Zeit durch Geschäftemachen gut verdient und zwar jeweils mehr, als ihr Wochenlohn betrug. Vielleicht würde sie am Ende doch noch schaffen, was sie kaum für möglich gehalten hatte: eine bescheidene Aussteuer zu verdienen, die dann wohl einen ehrenwerten Freier anlocken würde.

An einer einsamen, unübersichtlichen Stelle der Straße hörte Bärbele plötzlich dicht hinter sich Schritte. Sie wandte sich — eine Gefahr witternd — rasch um und stand dem Korporal Ambros Kienle gegenüber. Der Soldat war nicht schüchtern und kannte keine falschen Hemmungen. Er riß dem tödlich erschrockenen Mädchen die Markttasche aus der Hand, entnahm dieselbe das Säckel mit dem erlösten Buttergeld, steckte es ein und meinte seelenruhig:

„Siehscht, Frauzimmer, s ischt halt Krieg!“

Jetzt wurde Bärbele lebendig; sie kreischte den Korporal an: „Schämst du di net, a wehrlös Mädlie zu überfalla?“

Der Korporal grinste breit und erwiderte:

„I schäm mi grad so wenig wie du, denn i han au a saubers Hemmet al!“

Diese Antwort war zu viel für Bärbele. Den Verlust des Buttergeldes hätte sie vielleicht noch verschmerzt, wemms auch schwer gefallen wäre; daß man sie dazu aber auch noch verspottete, das schlug dem Faß den Boden aus. Sie geriet in eine maßlose Wut, sie warf die Markttasche, die sie zurückgehalten, nachdem sie ihres Inhalts beraubt worden war, auf den Boden und trampelte darauf herum; und dann schritt sie:

„Wend scho mei Geld gschtolha hoscht, na schiehl au no mi!“ Die Wirkung dieser sündhaften Rede war vorauszusehen, und doch kam sie Bärbele unerwartet:

„S ischt gmacht!“ sagte der Herr Korporal.

Des bärenstarken Mannes Arme umschlangen das um sich schlagende, zappelnde und belöbende junge Weibsbild. Sie wurde festgehalten wie von einem Schraubstock. Und dann bändigte Ambros das Bärbele mit einem Kuß, der nicht von Pappe war. Das Ende vom Lied ist nicht schwer zu erraten. Nachdem Ambros Kienle das Bärbele Lanz also kuriert hatte, nahm er seinen Abschied beim Militär, reiste mit seiner Braut nach Weiblingen und ließ sich dort trauen. Er lebte noch viele Jahre lang auf dem elterlichen Anwesen als Bauer mit seiner Bäuerin zusammen und er wurde der Stammvater eines tüchtigen und handfesten Geschlechts. Das Bärbele war ihm stets eine brave Hausfrau und Gefährtin. Vielleicht aber war sie nur deshalb so brav, weil sie in Ambros ihren Meister gefunden hatte.



Holzschnitt

Bold

Besuch bei Theo Lingen

Was tut ein Filmschauspieler, wenn er nicht filmt?
Er filmt.

Was einem Sportler unbedingt verwehrt werden müßte: Berufsspieler und Amateur zugleich zu sein, Theo Lingen macht das. Er ist sowieso ein begeisterter Bastler. (Gerade als ich zu ihm komme, turnt er höchst eigenfüßig auf einer Leiter herum und repariert höchst eigenhändig die Deckenbeleuchtung! „Durchgebrannt!“ konstatiert er mit Sachverständigen-Miene in bezug auf eine Birne.)

In ein Heimkino ist er ja nun schon lange verschossen, bis es denn also der letzte Weihnachtsmann angeschleppt brachte. Mit Ton und allen Schikanen.

Ich kriege es vorgeführt. Theo erklärt mit beispiellosem Stolz, andere Leute müßten sich von Siemens noch extra einen Ingenieur mitliefern lassen, der ihnen die Sache erst mal erklärt! Aber er, er hat sich da ganz allein drangemacht, mütterwindelallein hat er sich mit der Zauberkeiste vom Onkel Siemens auseinandergesetzt. Nun hätte es ja nahegelegen, daß er das Heimkino, mit dem er selbst gern spielen wollte, seinen Kindern zu Weihnachten geschenkt hätte. Es soll ja solche Väter geben, wie?

Aber nicht so der Theo! Seine Töchter haben schon lange vor ihrem Vater einen Heim-Kintopp gehabt. Dafür ist seiner nun mit Ton!

Dafür dürfen aber andererseits auch die von der tonlosen Konkurrenz in seinem mit zugucken.

Also die Vorführung beginnt. Was gibt es zu sehen? Selbstgedrehtes!

Dieser Mann hat, während er am Berliner Staatstheater in „Hans Sonnenstörers Höllenfahrt“ neben Gründgens die Hauptrolle spielte, in Wien gefilmt, in „Premiere“, und hat, während er in einem fort hin- und herfliegen mußte, jede freie Minute im Eislaufverein zugebracht. Mit Frau und Töchtern. Und dann wurde da noch weitergefilmt!

Und, was glaubt ihr wohl? Farbfilg! Lingen ist ein schwer begeisterter Farbfilg-Amateur.

Winterlich-wollig bunt erscheint die ganze Familie vor sich selber eislaufendeweise auf der Leinwand des Heimkinos.

Und dem Theo Lingen macht das einen Spaß! Ein richtiger Spiel-Junge!



Theo Lingen
in dem Klagemann-Film der
Tobis Rota
„Gefährliches Spiel“.
Nach einer Karikatur von Sten

Da soll sich noch einer wundern über seine Spiel-Erfolge beim Publikum.

Jetzt dreht er wieder in Berlin in dem neuen Jenny Jugo-Film der Tobis Rota „Gefährliches Spiel“ einen gewissen Paul Hoffmann. Es handelt sich um eine Persönlichkeit, die ein guter Freund ist und doch nie ganz ernst genommen wird. Die verliebt ist, — und nie ganz ernst genommen wird. Die auch stinkböse werden kann — und doch nie ganz ernst genommen wird. Aber es handelt sich ausnahmsweise um keinen Diener. Darüber ist der Theo sehr glücklich. Er wäre vielleicht in seinem ganzen Beruf noch glücklicher, wenn er ein bißchen öfter mal sowas wie den Trüffli, kürzlich an der Volksbühne, spielen könnte, so einverstanden er sonst mit der „Komikerei“ ist, wie er sagt.

Er zeigt mir dann noch zwei seiner Eulenspiegel-Filme, die er selbst geschrieben, geleitet und gespielt hat. Er hat sie sich für seine Schmalfilm-Apparatur ukopieren lassen.

Daß ihm der Eulenspiegel naheliegen muß, ist ja klar. Seine Popularität ist ja der des Eulenspiegel wohl ein bißchen verwandt.

Also dann auf zu neuen Streichen, lieber Theo Lingen!

Walter Lieck

WIE DER HASE LÄUFT

Der Deputathase.

Häseln saß nicht in der Grube und schlief. Es war auch kein Prächtiger seines Stammes, der sich Zeit seines Erdenwallens nach Hasenart hingebungsvoll an den Freuden fetter Gräser und Kohlblätter delikateren durfte. Klein, ruppig und mager, gleich er fürwahr einem vierbeinigen Ritter von der traurigen Gestalt und hing aus dem Giebelstübchen des Pastorates in Pümpelshausen.

Obwohl dies kümmerliche Exemplar eines Hasen weder einen ergeblichen, noch einen saftigen Braten verließ, hatte der stattliche Pastor Piepenbrink in christlicher Duldsamkeit auch diesen, seinen Deputathasen, von seinen Pfarrkindern dankend entgegen-genommen. Seit Jahren stand dieser Hase dem jeweiligen Ortsgeistlichen in Pümpelshausen aus der Gemeindejagd nach einem alten Recht und Brauch zu. Seit Jahren betrachteten die Spaßvögel der bäuerlichen Gemeinde es als ihr gutes Recht, ihrem Pastoren bei dieser Gelegenheit mit dem ihm zustehenden Mümmelmann einen lustigen Streich zu spielen.

Frau Klothilde, die Pastorin, die mit dem Erscheinen der Gemeinde-gabe auf Überraschungen vorbereitet war, hatte ihren Hasen vorsorglich an das Fenster des Giebelstübchens gehängt. Da lag das idyllische Pastorat, friedlich umgeben von der vielstimmigen Symphonie dörflichen Lebens — und das magere Häselin baumelte an seinen Hinterläufen an der Hauswand, nicht allein für zwei Landstreicher mit leerem Magen verführerisch,

sondern auch für die Phantasie der unternehmungslustigen Pümpelshausener.

Welche Abenteuer sich nun um den Piepenbrinkischen Deputathasen entwickeln, erzählt der Euphono-Film der Ufa „Wie der Hase läuft“, den Carl Boese mit den Schauspielern Hans Leibelt als Pastoren, Otto Werlicke als Bauern und Ortsvorsteher Warnecke dreht. Eva Tinschmann ist die Pastorin Klothilde, Heli Finkenzeller Marianne, die Tochter des Ortsvorstehers Warnecke; Fritz Genschow als Bahnhofsvorsteher Gustav Hase ist ihr Freund. Kurt Seifert ist der in Pümpelshausen unter dem Motto „zurück zur Natur“ auf ärztliches Kommando sein Unwesen treibende Kammerdiener Kasimir Haase, dessen etwas ramponierte Stimme und fortgesetzter Lebenswandel in Pümpelshausen geschont werden sollen. Carla Rust steht Pastors als Hausgeist zur Seite und Rudolf Platte bringt als Knecht Warneckes die kräftig gewürzte Platte-Komik in das Spiel. Nante, der Knecht, hat es faustdick hinter den Ohren und wird zum Schluß von Pastor Piepenbrink doch noch als Vater eines von einer jungen Stall-dirm geborenen Kindes ermittelt und mit sanftem Druck in den ehelichen Hafen bugsiert.

Regisseur Carl Boese hat um den Film „Wie der Hase läuft“ alle Register bäuerlichen Humors gezogen. Es sind tolle Geschichten, die sich um den mageren Deputathasen abspielen, und bei deren Abwicklung noch Lotte Rausch, Eduard Wenck, Erwin Biegel, Gustav Pütjter und Adolf Fischer das lustige Ensemble vervollständigen.

G. H.

GESTALTENDE FRAUEN

Die Balladendichterin Ziska Luise Dresler-Schember und ihr Schaffen

Unsere Tage neuen nationalen Aufschwungs und idealer völkischer Ziele gliedert sich das Werk einer deutschen Dichterin würdig an, deren Namen von ganz besonderer Klangfarbe und eigenartigem Persönlichkeitsreiz erfüllt ist.

Ziska Luise Dresler-Schember, die Gattin des Hauptamtsleiters Dr. Adolf Dresler, der als politisch prominente Persönlichkeit und durch mehrere zeitungswissenschaftliche Arbeiten als hervorragender Wissenschaftler bekannt ist, muß in ihrer Kunst als einzigartig und in ihren Verdiensten um die Ballade an die Spitze der Vertreter dieser Dichtungsgattung gesetzt werden. Nicht allein was die Weite des Stoffgebietes anbelangt, das vom Altertum über Mittelalter bis zur neueren Geschichte reicht, verfügt diese glänzende Gestalterin über eine ungeheuer kolorit-echte Einführung in sämtliche Zeitperioden, sondern sie erreicht auch zugleich in der Gewalt ihrer Ausdrucksmittel eine bisher noch kaum je so individuell geübte Darstellungskunst. Obgleich dem Thema stets historisch getreu bleibend, sind doch die Mittel zu dessen Markierung ureigenstes Schembersches Element. Die Treffsicherheit von Vorstellung und Wort, zu feinsten Schärfe geschliffen, schafft Bilder unerhörter dramatischer Eindrucksfähigkeit. Daher muten manche ihrer Balladen wie in dämonischer Vision empfangen an. Von Schauern des Unbegreiflichen unwirtet, erstehen Szenen wachsender Steigerung, die oft in wenige Strophen geschlagen, jedes Wort gleich einem Kämpfer für die Grundidee an seinen Platz zu stellen wissen. Daher gelingt es der Dichterin, die Wildheit zügellosen Temperaments, ebenso wie die zarte Mystik innigster Gotterkenntnis, neben verbrecherischen Instinkten, frommer Ekstase oder heldenhaftem Streitertum gleich eindrucksvoll zu malen. Der gewählte Stoff wird unter ihren Händen nicht nur zur erschöpfenden Charakteristik, sondern zur künstlerischen Form dichterischer Reife.

Vor nichts zurückschreckend, bleibt doch stets jene Harmonie gewahrt, die Ziska Luise Dresler-Schembers Dichtungen zu abgerundeten Meisterstücken erhebt, in denen kein Zuviel noch Zu-

wenig stört. Gleich Klängen von Erz begleitet der Rhythmus ihrer klingenden Sprache Motiv und Handlung und schafft den musikalischen Unterton geheimnisvollen Lebens. Hier drängt, so spürt man, Elementares aus dem Schoß des Unsichtbaren an die Oberfläche und redet von der Gewalt der Geschehnisse. Gleich Stimmen zum Weltgericht muten manche ihrer Gesänge an, denen das Pathos der Offenbarung gegeben. Keine kunstvolle Klügelerei, sondern die Tat selbst, die von sich zeugt. Ihr leiht der dichterische Ausdruck im Glanz der Bilder die Schönheit der rhythmisch fließenden Gewandung. Fernher aus germanischer Vorzeit steigen Götter und Helden aus den Wolken herab oder Grüften empor, wandeln nochmals auf irdischer Bahn von Schuld und Sühne. Frommes Mittelalter, Legende, Chronik, Sage und Geschichte senden ihre längst Dahingegangenen. Verdämmte und Seltsame wallen herbei, um von dichterischer Intuition gerufen, in Persönlichkeit und Zeitgeist visionär erfaßt, sich zu begeben.

Sel es der La Vallière büßende Demut, Katharina der Großen kalte Beherztheit, Cagliostro Blendwerk, eines Judas Verrat oder Maria der Blutigen liebesbrücker Wahr, der im „Ketzergericht von Calais“ dem hispanischen Gemahl zu Gefallen lebendige Menschenfackeln entzündet — immer tragen sie alle das Weltgeschehen weit über die Grenzen ihres eigenen Schicksals hinaus. Und hinter ihnen steigt, im Fermente des Steigens, der Schatten des vergewaltigten Gewissens — die Vergeltung — empor.

Das Ausland, Schweden, Amerika, Italien, Frankreich, feiern in Übersetzungen oder in der Presse die deutsche Bardin in begeisterten Artikeln. Die „American Illustrated News“ schreibt: „Der Name von Deutschlands gegenwärtig größter Dichterin Ziska Luise Schember ist weltberühmt. Ihr geniales Schaffen, das zu Anfang während des Weltkrieges der patriotischen Dichtung geweiht, befähigt sie, in ihren Balladen die Helden des Altertums, wie Alexander des Großen, Heraculi, Marc Aurel oder die hervorragenden Erscheinungen fremder Länder zu behandeln. Aber vor allem haben die Figuren deutscher Geschichte wie Heinrich IV., Barbarossa, Konrad von Schwaben, Thomas Münzer, sie angeregt und ihrer Dichtung großen Erfolg beschieden. So



Holzschritt

Bold

Heiliges Vermächtnis

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Legende, Sage und Geschichte melden

Aus grauer Vorzeit bis auf unsere Tage:

Die deutschen Frauen liebten stets nur Helden!

„Hast Mann du Mut?“ so hieß die Schicksalsfrage,

Die alles in sich barg, was wort muß gelten.

„Mein Waffenruhm dem Weibe Antwort sage!“

Des Hauses Heiligtum, den heim'schen Herd,

Verläßt sie, den Erwählten zu begleiten

Zieht er dem Feind entgegen. Sie verhehrt

Den Fliehenden den Rückzug, Eig'ne Leiden

Sie achtet ihrer nicht und sie begehrt

Nichts, als des Gatten Heldenbahn zu schreiten.

Wir aber sind die Enkel jener Frauen.

Und mächtig strömt in uns das Wotansblut.

Wie einst so lasset jetzt uns fest vertrauen

Einzig der eignen Kraft, die in uns ruht.

Der Zukunft kühn ins Antlitz schauen

Kann der, des Muttererbe „deutscher Mut“.

z. B. die Wucht ihrer 'Lutherballade', die schon mehrmals vorgetragen wurde, was Einführung in des großen Reformators Persönlichkeit und Gestaltungsgeschick betrifft, besonders charakteristisch zur Geltung bringt, wie desgleichen ihre Schlaggedichtung dem toten deutschen Helden in der Verbundenheit gemeinsamen alemannischen Blutes, Töne echter Heimattreue, erdhaft, bodenständig anzuschlagen weiß, bezeichnen Marksteine einer künstlerischen Entwicklung, die für die Interpretin solcher deutscher Männer von ehrenvollster Bedeutung bleiben."

Des weiteren hebt die gleiche amerikanische Zeitung hervor, daß die Art der Balladengestaltung „in dieser Vollendung und Reinheit der Form seit Bürger und Schiller in der deutschen Literatur nicht bekannt“ sei. Ihre „Narrenballade“ oder die „Teufelsbraut“ werden in der dämonischen Gewalt der Handlung wie Sprache Bürgers „Leonore“ ebenbürtig genannt. Der große historische Zyklus um Heinrich IV. aber schließt an die Tradition eines Schiller und Uhland an.

Ähnlich urteilt die schwedische Presse, wenn sie schreibt: „Ziska Luise Schember ist eine Dichterbegabung von gigantischem Ausmaß. Ihre Gedichte von klassischer Formvollendung gehören der Ewigkeit an.“

Friedrich W. Hausmann widmet im „Fränkischen Kurier“ der Dichterin folgende Worte: „Eine der wenigen, bei denen das Wort Kunst von Können abgeleitet werden kann, ist Ziska Luise Schember. Sie beherrscht die Sprache und Form als Ausfluß natürlicher Begabung. Ihr Rhythmus zeugt von streng musikalischem Gefühl.“ Oder: „So mächtig war die Glut nationaler Begeisterung, daß die vaterländische Lyrik der Dichterin aus dem Rahmen rein weiblicher Empfindung heraus ins Walkürenhafte übergang.“

Dieser Zug ins Walkürenhafte, der großen Sache hingegebene, macht sie zum Werkzeug, das, den Gedanken schmiedend, ihm um seiner selbst willen untertan wird.

„Ich werde sterben, doch mein Wort wird stehen, als Siegestandarte in der Heldenhand“ heißt es in ihrem „Deutschen Glaubensbekenntnis“, dessen Inbrunst es zur Weissagung gestaltet.

Gerade im packenden Pathos vaterländischer Gesänge erreicht Ziska Luise Schember tiefgehendste Wirkung. So wurden ihre Gedichte „Die Odinsfeier“, „Das deutsche Vaterunser“ u. a. in das Lesebuch der Fortbildungsschulen in Bayern aufgenommen. Bei nationalen Feiern vorgetragen, oder von Sprechchören gesprochen, wird der Eindruck dieser nationalen Bekenntnisse zum durchschlagenden Erfolg. „Eine geradezu wunderhafte Spannkraft und Durchdringung“ hebt die „Illustrierte Fremdenzeitung“ als bezeichnende Note ihrer Wesensart hervor. Die badische Presse widmet ihrer großen Landestochter — die Dichterin ist die Tochter des verstorbenen Senatspräsidenten Schember in Karlsruhe — gleichfalls bewundernde Anerkennung, wenn sie sagt: „Etwas Tiefbewegendes und dichterisch Gewaltiges dringt aus ihren Balladen zu uns. Trutzig, kantig, urhaft steigen sie empor, genial getümt.“

Gerade das von anderen fast unerreicht Vielfarbige ihrer Stoffwahl, schafft bei ihr ein stetes neues charakteristisches Zeitkolorit. Sei es in „Robespierres letzte Schachpartie“ die Blutatmosphäre französischer Revolutionsnächte, in „Die Auferstandene von Köln“ die unheimliche Gewalt des Übersinnlichen oder in der Baconballade die Grabesnähe um die sterbende „Jungfräuliche“ Königin, die ihrem Sohn Bacon das Geheimnis seiner Geburt lüftet, — immer decken sich Stoff und Ausdrucksform in geradezu idealer Verschmelzung.

So begrüßen wir in der Verfasserin eine Dichterin hoher und weitester Ausmaße, von jener verblüffenden Eigenart dichterischen Stilgefühles und künstlerischer Originalität, die nur dem Genie vorbehalten bleibt.

Gesammelt sind 86 ihrer Balladen in einem Druck der Mainzer Gutenberg-Pressen erschienen.

Eine äußere Anerkennung hat das Schaffen der Dichterin dadurch gefunden, daß ihr von der Stadt München der Literaturpreis für das Jahr 1934 verliehen wurde.



Ich bin zu Waldshut in Baden (Hochschwarzwald) geboren. Was mir meine Heimat gab und gibt, wollen Sie aus beifolgenden Zeilen ersehen:

Alemannische Heimat

**Lebend'ger Schutzwall vor dem Lärm der Zeit,
schweigsam und schwarz steht unsres Waldes Wand,
ein Heiligtum hütend für die Ewigkeit:
Der Alemannen Herz und Heimatland.**

**Wenn dann des Waldes stille Söhne ziehen
wandernd wie Wotan über Meere weit,
der ihnen hat das inn're Wort verliehen:
Im Wirbelsturm der Welt sind sie gefeit.**

**Stumm redet stark das artverwandte Blut,
tu ihrer zwei und drei versammelt sind.
Tut schweigend einer schweres Werk, wird's gut:
Auch aus der Ferne stärkt der Wald sein Kind.**

Gleich wie ein Strom aus unermeßbarer Tiefe zum Licht in die Sichtbarkeit hindurchbricht und seinem Ziel zutreibt, ebenso meine Dichtung. Deshalb vermag ich nichts darüber auszusagen.

Gott - Liebe - Licht

Von Ziska Luise Dresler-Schember

**Wie groß ist deines stummen Wortes Wirken,
Gott — Liebe — Licht!
Du lächelst: Leis ergrünen zarte Birken
zum Lonsgedicht.**

**Wenn Weltgeschehn geschah
als Wundung, Wandlung nah
war ew'ge Leitung da,
die läßt uns nicht.**

**Vom Irrgang müde lenke uns're Schritte
dem Ziele zu.
Uns treibt die Sehnsucht nach der Daseinsmitte
zu tät'ger Ruh,
Blendwerk und Wahn entweicht
und alle Last wird leicht:
Vollendung d'er erreicht,
dass Gleichnis du.**

Kindermund

Klein-Eise ist sehr böse und unartig gegen und wird daher von der Mutter frühzeitig zu Bett gebracht. Als das Kind dann in seinem Bettchen liegt und sein übliches „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm“ gesprochen hat, fällt auch die Mutter die Hände und betet: „Und dann, lieber Gott, schenke unserm Eischen ein neues Herzchen.“ „Ja, mit einem Kettchen dran“, fügt Klein-Eise hinzu.

Die Wahrheit

„Sie sind also geständig, Müller, in der Zwischenstunde an die Klassenafel geschrieben zu haben: „Unser Lateinprofessor ist ein Esel.““
„Ja, Herr Rektor.“
„Es ist gut, Müller. Mich freut es herzlich, daß Sie diesmal die Wahrheit gesagt haben.“

Liebe Jugend!

Staatsanwalt Kurdemeier ist Vater von Zwillingen geworden. Auf der Behörde Gratulationscour der schadenfrohen Kollegen.

Der glückliche Vater antwortet mit resigniertem Lächeln: „Ist ja ganz schön, meine Herren — aber ich werde das Verfahren doch lieber einstellen.“

Liebe Jugend!

Die beiden Söhne eines Harzer Kurhausbesitzers sind schon tüchtige Skiläufer und werden von den zahlreichen Winterkurgästen entsprechend bewundert und verzogen. Natürlich fassen sie das ganze Leben nur vom Standpunkte des Winter-sports auf.

Als eines Abends die ganze Gesellschaft im Gastzimmer zusammensitzt und der sechsjährige Edgar seinen gewohnten Platz im Sofa zwischen zwei Damen innehat, streichelt er plötzlich über den Uppigen Busen der einen und spendet ihr die anerkennenden Worte: „Tante, das wäre ja eine prächtige Sprungschanze!“

Das 6. Gebot in Sachsen

Auf der 3. Stufe einer Knabenschule werden die 10 Gebote gelehrt. Ein Schüler sagt her: „Du sollst nicht ehbrechen.“
Auf die Frage des Lehrers, was er sich dabei denke, erfolgt die Antwort: „Mer darf nich wo neisteigen.“

Von hinten rum

„Wie geht's, Fritz? Was macht die Kunst?“

„Danke, danke, Onkel. Weißt du, malen kann ich schon ganz gut; jetzt muß ich bloß noch zeichnen lernen.“

Liebe Jugend!

Mama kommt mit Trudchen und Gretchen zum Besuche der Großmama in Freiberg an. Eine große Zahl Passagiere verläßt den Zug und strebt gleich ihnen dem Ausgang nach der Stadt zu. Da ruft die dreijährige Trude ängstlich: „Aber Mama, was wollen denn die vielen Leute alle bei Großmama? So viel Platz hat sie ja gar nicht!“

Wahres Geschichtchen

Am Odeonsplatz stiegen zwei Berlinerinnen — Mutter und Tochter — in die Tram. Es entspann sich folgendes Gespräch, wobei die Aufmerksamkeit des Publikums vom leicht ironischen Lächeln bis zu kaum noch unterdrückter stürmischer Heiterkeit stieg.

Die Mutter: „Deine ewige Verträumtheit! Ich habe dir doch noch eben die Umsteigebillette in die Hand gedrückt.“

Die Tochter (sehr sanft): „Nein, Mama, ich weiß bestimmt, du hast sie eingesteckt. Sieh nur noch mal in Ruhe in deiner Tasche nach.“

Die Mutter (nachdem sie aufgeregt herumgekramt hat): „Hier, du siehst, sie sind nirgends zu finden, also muß du sie haben.“

Die Tochter (noch sanfter): „Vielleicht hast du sie verloren, Mama; du hast dich doch schon einmal ähnlich geirrt.“

Die Mutter (kramt nochmals nach): „Immer die Schuld auf andere schieben. — Ich brauche nicht weiter nachzusehen; ich weiß bestimmt, daß ich sie dir gegeben habe.“

Der Schaffner hat inzwischen geduldig gewartet. Die Tochter entgegnet nichts mehr, sondern nimmt stillschweigend zwei neue Billette. Nun aber bricht das cholerische Temperament der Mutter vollends durch und in heller Empörung ruft sie: „Natürlich, da sieht man wieder deine unselbige Verschwendungssucht. Ich sage dir ja immer, du wirst nie auf einen grünen Zweig kommen.“ Und um alle Bände zwischen sich und der Tochter zu lösen, setzt sie sich ostentativ auf einen entfernteren Platz. Jetzt drohte es mit der Fassung des jungen Mädchens vorbei zu sein; die Tränen traten ihr in die Augen. Da lüftete ich leicht den Hut und sagte leise: „Ganz recht, gnädiges Fräulein, nur immer ruhig bleiben; meine Mama ist auch so!“

Gipfel der Enthaltensamkeit

„Da hört sich schon alles auf — vom Abstinenzlerverein b'soff'n heimzukommen!“

„Wa — weißt — heut — ha — ämmer ausprobirt, wer sich am längst'n von der Abstinenz enthalt'n kann.“



Holzschritt

Bold

Liebe Jugend!

Im Manöver erhält der Stabstrompeter eine wichtige Meldung zur Beförderung mit der Weisung:

„Reiten Sie los! Drei Kreuzel Sie wissen doch, was das bedeutet?“
„Zu Befehl, Herr Major, A-dur.“

Die Lehrerin nimmt die Geschichte des zwölfjährigen Jesu im Tempel durch.

Lehrerin: „Warum ängstigen sich die Eltern, als sie Jesu nicht zu Hause fanden?“

Kleiner Bube: „Sie hatten Angst, er könnte unter ein Auto kommen.“

Wahres Geschichtchen

In die Frauenklinik kommt eine biedere Bäuerin vom Gebirg. Der die Anamnese aufnehmende Arzt will wissen, ob sie bei den früheren Geburten auch ärztliche Hilfe gebraucht hat. Er wird indessen als Norddeutscher nicht verstanden. Um sich verständlicher zu machen, versucht er populär zu fragen: „Sind die Kinder immer von selbst gekommen?“ Noch keine Antwort. Erst auf die etwas ungeduldige und energische Wiederholung der gleichen Frage sagt die Gute verschämt lächelnd: „Noi, der Mo is dro schuld g'si.“

Nachdem der kleine Albert ein Bilderbuch aufmerksam durchgeblättert hat, fragt er Loulou: „Sag mal, Loulou, was ist denn eigentlich ein Heiligenschein?“
Wuraf Loulouchen, ein kleines Mädchen, schlaftrig antwortet: „Das ist ein Ding, weißt du, was um ein Kopf herumglänzt — aber ohne Gummiband.“

Zwei ältliche verblühte Jungfrauen sehen auf ihrer späten Italien-Reise einen Feigenbaum. „Nein“, sagt die eine, „wie mich das interessiert, einmal ein Feigenblatt wirklich an einem Baume zu sehen!“

Liebe Jugend!

In unserem Schrankzimmer lagern wir etwas Obst für den Tagesgebrauch auf den Schränken. Beim letzten Reine-machen kommt unsere Putzfrau — eine Polin — zur Hausfrau und klagt, im Schrankzimmer brenne das elektrische Licht nicht.

„Dann stellen Sie eine Leiter an und drehen die Birne mal um“, sagt man ihr. Lange Zeit vergeht — endlich kommt die Frau zurück und äußerst ganz niedergeschlagen: „Da liegen man bloß Äppel oben!“

Wahres Geschichtchen

Karlchen sagt zu seinem Freunde: „Du, mein Vater war in der Schule immer der Klassenerte.“

Fritzchen: „Was, deiner also auch? Ich möchte bloß mal einen Jungen kennen lernen, dessen Vater nicht Primus war.“

Ein Tausendkünstler

Ich ließ mich vom Arzt untersuchen, um seinen Rat zu hören, ob ich ins Gebirge oder ans Meer reisen sollte.

„Hm, hm“, sagte er, „Ihre Lunge werd' ich ins Gebirge schicken und Ihr Herz ans Meer!“

Gespräch

„So oft ma in d' Tasch'n greift, so oft sollt ma a Zwanzgmarkstückl drin finden! Na waar ih zfried'n!“

„Mir glangat scho a Markstückl! Jedasmal a Markstückl!“

„Na! Da müaßt ma gar so oft in d' Taschn fahrn!“

Liebe Jugend!

Gelegentlich der Viehzählung machte ich oft die Beobachtung, daß Leute unter Rubrik „Hühner“ den Hahn besonders aufführten. Einmal mußte ich den Zettel selbst ausfüllen, da der „Haushaltungsvorstand“, eine alte Frau, die Brille nicht zur Stelle hatte. Dabei entwickelte sich folgendes Gespräch:

„Ich hann also 16 Höhner.“

„16 — Sonst noch was?“

„Ja, enen Hahn!“

„Dann ändern wir das; also 17; ich dachte schon, der Hahn wäre bei den Hühnern!“

„Wie, bei de Hühner!? Ja leeven Här, wo sall dä denn andersch sinn? Meint Ehr velleich, ich hätt däm em Villveedel (Villenviertel) en Etag gemeet un dät ihm jedesmol enen Bletzung (Laufburschen) schecke, wann hä nühdig wörl!“

Schul-Humor

Bei den Kleinen nahm der Lehrer gerade einen Aufsatz durch: „Was eine Brücke an einem Tag erlebt.“

„— — — Die Brücke macht gerade ihr Mittagschläfchen, da kommt ein lärmendes Ungestüm pustend und schnaubend daher. Was mag das wohl sein?“

„Unsere Köchin geht über die Brücke“, meinte treuherzig der Nazi.

Wahre Gesichtchen

Ehescheidungsklage. Ein Rechtspraktikant von fabelhafter Jugend und Bartlosigkeit besitzt zum erstenmal als juristisches Versuchskamikel den Gerichtsschreiberstuhl.

Es wird in die Verhandlung eingetreten. Der Gerichtsvorsitzende: „So, jetzt verzähl'n S' uns, Frau, warum Sie Ihna scheid'n lass'n woll'n.“

Die Frau errötet: „Jaja —“, dann deutet sie hastig auf den Rechtspraktikanten, „aber tun S' z'erst den Buam naus...“

Im Referendarexamen will der Vorsitzende der Kommission den Examinanden mit aller Mühe auf den Begriff „Staatseigentum“ bringen. Aber stets vergebens. Um es ihm noch deutlicher vor Augen zu führen, schlägt er schließlich mit der Hand auf den ominösen grünen Tisch!

„Nun, Herr Kandidat, was ist das?“

Und prompt kommt die Antwort: „Ruhestörender Lärm, Herr Justizrat!“



Trübke, Pörsel, München.

Liebevolle Umarmung Walter Busch (München)

Liebe Jugend!

Der Bauer Meyer und seine Frau müssen vor Gericht gemeinschaftlich eine Urkunde unterzeichnen. Umständlich und bedächtlich schreibt der Ehemann seinen Namen „August Meyer“, während seine bessere Hälfte „Karoline Meier“ mit „r“ unterschreibt.

Von dem Richter darauf aufmerksam gemacht, daß sie den Namen ihres Mannes wie dieser zu schreiben habe, weigert sie sich hartnäckig, eine Korrektur vorzunehmen.

Nach verschiedenem Hin- und Herreden kommt endlich des Rätsels Lösung; denn auf die Frage des Richters, weshalb sie sich der Schreibweise ihres Mannes nicht anbequemen wolle, kommt schließlich die Antwort: „Nä, ich bleibe bei ‚r‘, ich kann den ‚y‘ nicht schreiben.“

Kein Ding unmöglich!

Nachdem ich mit meinen Dienstmädchen und den dazugehörigen Bräutigams die schrecklichsten Erfahrungen gemacht hatte, war endlich eine Perle in mein Haus gezogen, deren Tugend über jeden Zweifel erhaben war. Nicht allein, daß ihre abgrundtiefte Häßlichkeit eine gewisse Garantie zu bieten schien, nein, sie ging nie, aber auch niemals aus. Und doch! Eines Tages kam sie zu mir mit dem schüchternen Geständnis, daß sie „zum Ersten

gehen müßte“, weil es dann bald „so weit“ wäre.

„Aber Lina“, sagte ich entsetzt, „wie ist denn das möglich, Sie sind doch nie ausgegangen?“

„Nein, das nicht, gnädige Frau, aber, aber — die Maler waren doch mal im Haus.“

Liebe Jugend!

Im Jahre 1848 rückte in Köln eine Kompanie Infanterie gegen eine Barrikade vor. Der Hauptmann schickte einen Rekruten zur Kundschaft vor. Dieser ging, als handelte es sich um eine Kleinigkeit, schurstracks auf die Schanze zu. Neugierig kletterte er hinein und als er sie verlassen fand, schaute er auf die Uhr, der Zeiger zeigte kurz nach vier. Vergnügt lief er zurück zum Hauptmann, machte Front und brach in die Worte aus: „Härr Hauptmann, se sind all Kaffe trinken!“

Am Vorabend des Dreisesselberger Jakobifestes ist gemüthliche Unterhaltung auf der „Post“ in U. Ein Tänzchen wird arrangiert. Ein Dresdener Referendar tanzt mit der schlanken Doktorgattin aus U. Der Fußboden des Tanzplatzes ist nicht der beste. Wie sich entschuldigend sagt der Referendar: „Gnädiche Frau, ich spire jedes Rippchen.“ Die Frau Doktor sieht ihn mit großen Augen an. Daraufhin platzt er heraus: „Ich meene nadirlich die Rippchen am Boden.“

Kindstaufe in Ullersdorf

Von Kurt Günther Reißer

Es ist schon lange her, als diese komische Sache in Ullersdorf geschah, und da der kleine Peter diese Ostern seinen ersten Schulgang tut, und seine Eltern es mir freundlichst erlaubt haben, darf ich die Geschichte ohne Gewissensbisse erzählen. Den Paten freilich darf sie nicht unter die Augen kommen —

Beim Bergbauern war das erste Kind zur Welt gekommen, und noch dazu ein Junge. Die Freude war natürlich groß, und man sah sie beiden schon meilenweit an, dem Vater und der jungen Mutter. Aber fast hätte es dann doch noch Streit gegeben zwischen den beiden, die sich rechtlich lieb hatten. Der Grund war dieser: Die Bäuerin wollte eine große Taufe ausrichten, um jeden Preis, indes der glückliche Vater, der damals die heruntergekommene Wirtschaft eben erst übernommen und höllisch auf jeden Böhm aufzupassen hatte, nichts von kostspieliger Tauffestlichkeit wissen wollte. Dazu kam noch, daß just diesen Sommer die Ernte sehr mager auszufallen schien, und wie kann einer an großes Festefeiern denken, wenn ihm die Kunstdüngerwechsel nahezu das letzte blühchen Luft abdrücken.

Ne — hier mußte irgendwie ein Ausweg geschaffen werden. Hier kam der sogenannte goldene Mittelweg nicht in Frage. Entweder wurde gefeiert, dann mußte alles ran, was zur Verwandtschaft gehörte, oder es wurde eben nicht gefeiert: Dann hatte man auf die nächsten Monate für die lieben Klatschbasen reichlich ausgesorgt.

Mit seiner Ehliebsten mochte der Bauer über die Sache gar nicht mehr reden. Die kriegte dann ihre Zufälle, fing das Heulen an und machte ein Wesen von der Geschichte, als hinge die ewige Seligkeit davon ab.

Nein: Der Bauer mußte sich hier den dicken Schädel alleine zergrübeln.

Und endlich hatte er's. Denn ein findiger Kopf war er einmal, und warum sollte das auch nicht so gehen?

Als er an diesem Abend mit den Pferden von der Stoppel kam, ging er mit dem freundlichsten Gesicht zur Bäuerin in die Wochenstube. Damals hatten sie noch kein Elektrizität auf dem Berghofe, und die alte Petroleumfunzel gab ein so mattes Licht von sich, daß die junge Frau das verschmitzte Lächeln auf dem wetterzerfurchten Gesicht ihres Mannes nicht bemerken konnte. „Paß also auf, Anna: Du sollst wieder mal recht kriegen, wie immer. Es wird gefeiert, und so, daß die Bude wackelt. Heut noch werde ich an alle schreiben: Tante Lisbeth, Onkel Theodor, deine beiden Schwestern, die Hebamme, den Schulzen, und dann könnten wir ja wohl auch Dr. Rothe einladen, was meinst du?“ Die junge Frau übersah den lauernden Blick ihres Mannes bei Nennung des letzten Namens.

„Dr. Rothe? Warum nicht! Wenn er Zeit hat —“

„Warum soll er keine Zeit haben? Und es wird unserem alten Hausarzt, der uns schon manchmal auf die Beine geholfen hat, bestimmt nicht übel bei uns gefallen. Und was die Einkäufe und die Kocherei betrifft, so kümmer dich um nichts. Du bist doch noch sehr zart, hat Frau Kallenbach gesagt. Kannst ja auch nicht mit zur Kirche kommen, leider. Ich werde alles richten —“

Ihr könnt auch denken, daß die Bäuerin in bester Stimmung dem großen Tag entgegen sah. Der Bauer nicht minder. Er hatte wirklich alles aufs beste besorgt: Hatte die halbe Verwandtschaft eingeladen, auch den Arzt, nachdem er eine längere Unterredung mit ihm gehabt hatte, und eine Kochfrau besorgt, die den Laden schmeißen sollte. Als die freilich am Sonntag früh in die Speisekammer wollte, fand sich unglücklicherweise der Schlüssel nicht, und da man die Paten nicht länger herumzappeln lassen konnte, und der Pfarrer auch nicht wartete, marschierte die ganze Gesellschaft im Gänsemarsch zur Kirche, eine gute halbe Stunde vom Berghof entfernt.

Die beiden Mägde hatten ihre genauen Instruktionen vom Bauern bekommen, und die Kochfrau war bei einer Flasche Rosenlikör im leeren Altenteil für die nächsten Stunden kaltgesetzt.

Und nun kommt die Hauptsache: Denn als sich der stattliche Zug wieder dem Berghofe näherte und die Weise Frau just mit dem Täufing die Schwelle überschritt, stieß der Bergbauer plötzlich einen fürchterlichen Schrei aus — fiel um wie ein Klotz



Holzchnitt

Bold

— wand sich in Krämpfen auf dem Boden — und wurde von seinem älteren Bruder, der mit im Komplott war, wie ein hilfloses Bündel ins Haus getragen. Keiner wagte sich nach. Wie angefangen standen sie alle da: Die Tanten und die Paten und die Schwestern und der Nachtwächter; und sogar der alte Karo vergaß für eine Minute das Fliegenschäppchen und strich mißtrauisch um die Gesellschaft herum.

Bis dann auf einmal der junge Arzt den Kopf zum Fenster raussteckte. Und ich glaub zwar heute noch nicht, daß er's im Ernst meinte, aber gesagt hat er die Worte wirklich:

„Ich glaube, der da drin hat die Cholera — — —“

Viel ist nicht mehr zu sagen: Binnen drei Minuten hatte jeder seinen Mantel wieder angezogen, und eben, als der junge Bauer, der sich vor Lachen kaum aufrecht halten konnte, seinen dritten Korn herunter hatte, war der Hof wie leergefegt. — Um nicht zu sehr aufzufallen, mußte er sich wahrhaftig eine halbe Woche ins Bett legen. Und wie die Bäuerin die Sache aufgenommen hat, weiß ich nicht mehr so genau. Jedenfalls war die Familienehre geteilt, die Patengeschicke ebenso, und die zweihundert Märker, die für die Massenabfütterung und das andere Drum und Dran angelegt werden sollten, wurden dem Raiffeisenverein überwiesen.

Denn damit hatte der Bauer recht: Düngerrechnungen bezahlen ist wichtiger denn unnötig Feste feiern.

Nebenbei sei noch gesagt, daß die städtische Kochfrau von der ganzen Sache nicht viel gemerkt hat. Die hatte an ihrer halbausgelöffelten Flasche Rosenlikör eine runde Woche rumzudoktern.

Diese Ostern will der Bergbauer reumütig alles nachholen. Denn heute steht er fester auf seinen Langschäftern wie vor sechs Jahren, und bis auf Tante Lisbeth, die vor zwei Jahren leider gestorben ist, soll jeder nachträglich auf seine volle Rechnung kommen.

Denn ein schlesischer Bauer läßt sich nicht lumpen — — —

In Vertretung

VON WILHELM DIETL MÜNCHEN

Sie hatten einen Walzer getanzt, der sehr heiß gewesen war. Er stand vor einem rostigen, feuerlosen Ofen, während sie nahe dabei auf einer Tischecke saß, da kein einziger Stuhl im Saale mehr frei war. Auf der kleinen Herdplatte stand sein Maßkrug, ein gewichtiges, steinernes Gefäß ohne Deckel. Seine rechte Hand lag, wenn sie nicht den Henkel des Maßkruges umfaßte, auf ihrem Knie. Seine Linke war um ihren Nacken sich schlingend, bis unter ihr Kinn vorgedrungen, um hin und wieder ihr Gesicht mit den leichtgeöffneten Lippen wie ein Gefäß mit der gleichen automatischen Bewegung, wie sie die Rechte mit dem Krüge vollzog, seinem Munde entgegenzuführen. Von der Decke herab brannte ein so trübes Licht, daß die Gestalten an den Tischen, in den Winkeln des Raumes schon nicht mehr nach Geschlechtern zu unterscheiden waren. Die bunten Gewänder an ihren Leibern glichen in dem Halbdunkel Blauflecken, entblößte Haut und Beine, deren Linienführung sich bis über die Knie hinauf verfolgen ließ, bildeten Haltepunkte für das genußbeflissene Auge.

Er machte mit der Linken eine Bewegung, hierauf eine mit der Rechten, eine jedesmal seinem Gesichte zusteuernde Bewegung, dann zündete er sich eine Zigarette an, um im Scheine des Streichholzflämmchens zu sehen, ob sie weniger hübsch war, als sie ihm vorkam. Sie blies ihm das Licht aus und schlug nach seiner Hand, die nach ihrem Visier greifen wollte. Er entsann sich, daß er auch eines auf der Nase sitzen hatte, das seinen Platz nicht verlassen durfte, machte mit der Rechten eine Bewegung und dann wieder eine mit der Linken, immer nach seinem Gesichte. Sie griff nach seiner Zigarette und sog daran, wie wenn eingemeter Rauch das Köstlichste auf Erden wäre. Seine Hand auf ihrem Knie begann nun plötzlich aus irgend einem Grunde unruhig zu werden, wurde jedoch sanft aber nachdrücklich auf den alten Platz zurückverwiesen. Da ihm im Augenblick nichts anderes einfiel, fragte er, ob sie gegen ein Wiedersehen etwas einzuwenden hätte. Sie meinte, er nähme den Fasching zu tragisch. Das forderte seinen Widerspruch heraus und er sagte keck, er liebe sie. Sie lachte ein leises, wollüstiges Lachen, legte den Kopf in den Nacken und räkelte sich, als läge sie auf einer behaglichen Couch. Er näherte sein Gesicht dem ihren und wiederholte seine Worte in der Sprache der Augen, mit der Glut von Johannisfeuerächten. Sie wurde weich und gab ihm für sein Notizbuch ihre Telefonnummer.

Vier Wochen später fiel ihm ein, er könnte sie einmal anrufen. Er hatte keine Ahnung mehr, wie sie aussah. Nur ihr Knie hätte er beschreiben können. Doch auch sie entsann sich nicht mehr, wer da am Telefon sein konnte, oder sie tat wenigstens so. Er mußte umständliche Erklärungen machen. Ja, richtig, jetzt wußte sie es. Treffen? Ja, wo? Da und da. Gut. Und ja, — er sagte es, und sie sagte es, man wäre maskiert gewesen und man habe sich eigentlich nicht viel länger als eine halbe Stunde gekannt, irgendein Erkennungszeichen wäre schon nötig. Gewiß, am besten, wenn jedes irgendetwas in der Hand hielte, vielleicht eine Zeitung. Ja schön, sehr schön, eine Zeitung. Sie wolle die „Dame“ tragen und er, ja was sollte er nehmen? Vielleicht das Abendblatt. Ja, ganz groß, ganz fabelhaft, das Abendblatt. Aber, meinte er, wenn nun mehrere Herren das Abendblatt trügen, was dann, dann wußte sie ja nicht, wer der richtige sei. Aber, entgegnete sie, diese anderen hätten doch keine Ahnung, daß sie auf eine Dame mit einer „Dame“ zuschreiten müßten. Richtig, sagte er, wenn nun aber mehrere Damen eine „Dame“ hätten, und mehrere Herren ein Abendblatt, bitte was dann? „Ach Sie“, sagte sie und tat als ob sie ihm einen kleinen Puff geben wollte, wenn es sich nicht um ein Telefongespräch gehandelt hätte. Er

wiederholte noch einmal kurz zusammengefaßt den Wortlaut der getroffenen Abmachung, dann hingen sie ein.

Sie waren beide pünktlich zur Stelle, aber sie sahen sich nicht, da keines das verabredete Erkennungszeichen trug. So gingen sie eine Weile mehrmals aneinander vorbei, auf und ab, und maßen sich, wie man sich mißt, wenn man sich gefällt, oder, wie in diesem besonderen Falle, wenn man sich gerne gefallen haben würde, so man am anderen ein Erkennungszeichen hätte entdecken können. Bis er plötzlich das Abendblatt zog und nun gespannt darauf wartete, ob so etwas einen Eindruck mache. Er sah ihren Rücken, einen Rücken, der sich stetig entfernte, ein entschwindender Rücken, eine entschwindende Hoffnung. Da aber machte der Rücken eine ganze Wendung, er sah sie wieder auf sich zuschreiten, und in ihrer Hand sah er die bewußte „Dame“. Er trat auf sie zu, sagte mit gepreßter Stimme einen Namen, den sie nicht verstand und hörte einen, den er nicht verstand. Und dann liefen sie ziellos umher, redeten vom Wetter und davon, daß nun bald der Sommer käme, wenn der Frühling sich an den Kalender halte, aber vom Fasching redeten sie nicht, gottlob nicht, dachte er und sie dachte es auch. Und sie dachte sich noch, daß sie sich ihn eigentlich nicht so nett vorgestellt hätte, und er dachte, daß man es da ja mit einem ganz wunderbaren Mädchen zu tun habe. Und später, in einem kleinen Weinhaus, hob er sein volles Glas dem ihrigen entgegen und während sie nur leicht und sitzsaß nippte, trank er das seine in einem Zuge leer und sagte, daß er sein Bruder sei. Das solle heißen, daß er seinen Bruder vertrete. Sein Bruder sei verheiratet und der Meinung, daß nach dem Fasching mit dem Fasching Schluß sei. Dieser Meinung sei er aber nicht, durchaus nicht, was nämlich seine Person anbeträfe.

Da aber sagte sie, und eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht, daß auch ihre Schwester der gleichen Meinung wie sein Bruder sei, und daß sie deshalb ebenfalls in Vertretung hier wäre. Aber der Meinung ihrer Schwester sei sie auch nicht ganz, was nämlich ihre Person anbeträfe, in diesem, wie oben erwähnt, sonderbaren Falle.



Die Krinoline

Scherenschnitt von Julie Hahn (München)

Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Hefen reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTT GART O 73

Ein erschütterndes Zeitdokument aus dem Weltkrieg

ist das Buch von Albin Hentze,

Mc. Leod's Lebensweg

Nach Akten und Berichten von Augenzeugen entstand diese wahre Geschichte einer Frau, die der Verleumdung zum Opfer fiel. Für 3 Mark bei Ihrem Buchhändler oder vom Verlag G. Hirth AG., München, Herrnstr. 10

Was ist der Lebensweg?

Die älteste, beliebteste, bewährteste Groß-Organisation d. Stch-Bedens u. sei! nahezu 25 Jahren ein tadelloser, gewissenh. Helfer b. d. Ehenbahn. Keine gewerbl. Vermittl. Vieltausd. Anerkenn., auch von kirchl. Behörden, Kosten/Berat. Aufklärungschr.-d. d. Bundesleitung: Verlag Bereiter, München 67 Sendlingerstraße 55

Edste, Dirndl-schöne, fett, u. billig, praktisch u.

Die neue große Muster-Answahl erhalten Sie frei hier u. zurück: Tuch-Kaufmann München 126 Brückenhofstraße 3

Zeitschriften-Vertreter

für lohnende Heft- mit umfangreichem Programm gesucht. Angebote unt. J 314 an den Verlag der „JUGEND“ erbeten.

„Reiter's“ Skatertexturen gegen

Rhopf
u. Bajedow
Tee zum Trinken und Umhänge
Handtbl. u. glittret.
Bret. Sie bestelln
Schriftliche
Freie. Haltezeit
@ a u f i n g
bei München

Der Kupfinger Wastl

geht zum Bauerntheater

von Michel Vomland

Für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler
G Hirth Verlag AG., München 2 NO



*Die Kraft im Innern des Volkes
kann in keiner Hinsicht
verloren gehen.*

WERDE MITGLIED DER NSDAP

Weltliteratur

Romane, Erzählungen
und Gedichte
aller Zeiten und Völker

Herausgegeben von Dr. Helmut Langenbucher
Monatlich ein Heft XII. — 30

„Wie die Zeitschrift sich in ihrer bewußt einfachen Aufmachung, nur durch ihren Inhalt wirkend, ihre Stellung bei einem weiten Leserkreis wieder erobert hat, so ist sie auch in der literarischen Welt eine wachsende Anerkennung zuteil geworden. Man kann heute unbefangt sagen, daß ein Heft der „Weltliteratur“ einen wirklichen Überblick über das weltweite Schrifttum bekommt.“
Breschauer am Rhein

Bestellen Sie ein Probevierteljahr zu XII. — 30 durch Ihren Buchhändler oder durch den **Wiking Verlag**, Berlin W 9, Eichhornstr. 10

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Darliegendes Heft
gibt Ihnen ein kleines Bild
unserer Leistungs-fähigkeit

Graphische Kunstanstalt W. Schöj München

Heckenstraße 8-10 Fernsprecher Nr. 20763

Anekdoten um Johannes Brahms (1833-1897)

Allgemein bekannt ist es, wie heftig Brahms sich immer gegen Autographensammler wehrte. Einmal bat ihn sein Arzt für eine Verwandte um ein Autogramm. Brahms war ungehalten und verweigerte das Erbetene. — „Nun kommen Sie auch mit solchen Sachen!“ rief er aus. Durch einen Zufall gelangte aber der Doktor doch in den Besitz des gewünschten Namenszuges. Beim Abschied überreichte nämlich Brahms dem Arzte das Honorar in einem Kuvert mit der Aufschrift: „Mit herzlichem Danke! Johannes Brahms.“ — Der Doktor lächelte. — „Sie freuen sich schon und wissen ja noch gar nicht, was darinnen ist!“ scherzte Brahms. — „Ist mir auch ganz nebensächlich“, erwiderte der Arzt, „die Hauptsache ist das Kuvert selbst mit Ihrer Handschrift und Unterschrift. Dafür danke ich Ihnen herzlichst!“ —

Siegfried Ochs war einst mit Brahms zu einer Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe“ ins Deutsche Theater gegangen. Während der damals von Lucie Höflich erschütternd gespielten Schlüsszene der Luise machte Brahms dauernd der Situation sehr wenig angepaßte, ja zynische Witze. Zugleich liefen ihm die Tränen über den grauen Bart. Der Begleiter von Brahms konnte sich nicht enthalten, auf diesen Gegensatz anzuspielen. Brahms gab ihm folgende Erklärung: „Ich wollte nicht haben, daß die Leute mich für sentimental halten; aber die Tränen sind das Wahre gewesen, das andere war Komödie!“ —

Brahms las mit besonderer Vorliebe die abfälligen Kritiken, welche Hugo Wolf im Wiener Salonblatt über ihn schrieb. Eines Tages wurde ihm wieder eine solche gegeben, in der Wolf aber anerkannte, daß es zu verwundern sei, wie einem Manne,

der so viel Schwaches geschrieben, ein Lied wie das „Von ewiger Liebe“ gelungen sei. Mit gekünsteltem Zorn legte Brahms das Blatt weg und sagte: „Man kann sich doch auf keinen Menschen mehr verlassen. Jetzt fängt sogar der an, mich zu loben!“ —

Von Frau Geheimrat Schnitzler ließ Brahms sich gern necken. Jedesmal, wenn er in ihr Haus Bahnhofstraße 4 kam, fragte sie ihn: „Was macht die Oper?“, da ja alle wünschten, er möge eine Oper komponieren. Er erwiderte einst: „Ein Sinfoniker soll keine Oper schreiben, wie hat dies die damalige Kritik einem Beethoven übergenommen, und ich wäre doch nicht einmal imstande, einen ‚Fidelio‘ zu komponieren!“ — Und als Frau Geheimrat Schnitzler ihm bei einer späteren Gelegenheit erzählte, Frau Daniela Thode, geb. v. Bülow, habe ihr gegenüber geäußert, Brahms könne überhaupt keine Oper komponieren, meinte er, das könne ihn eigentlich reizen, es doch einmal zu versuchen! Leider hat aber auch diese Attacke nicht gewirkt! —

Nach der Kölner Uraufführung des Doppelkonzerts für Violine und Cello stand im Künstlerzimmer des Gürzenichs alle Welt wie verückt um Brahms. Er wußte nicht, wie er sich in dem engen Raum vor den vielen wohlgemeinten Phrasen retten sollte, da erlöste ihn Victor Schnitzlers Kusine Margret Roß, indem sie ihm gönnerhaft auf die Schulter klopfte und sagte: „Recht talentvoll, Herr Brahms, aus Ihnen kann noch mal was werden!“ — Fassungsloses Erschrecken der Umstehenden, große Heiterkeit bei Brahms, Joachim und Haubmann über diesen befreienden Scherz.

Mitgeteilt von Dr. L. Biagioli



Schilfmusik

Hilla Obwald, Starnberg



Rummelplatz

Scherenschnitt von Julie Hahn (München)

Liebe Jugend!

Ein Gefangener wurde von einem mit Karabiner bewaffneten Gendarm transportiert. Auf dem Wege zum Gefängnis traf der Gefangene einen Bekannten, der ihn, ohne gleich der Gendarmen zu bemerken, anrief: „Na, Christian, wo gehst denn hin?“

„Auf das Schützenfest“, lautete die Antwort, und auf den Gendarmen zeigend: „Der trägt mein Gewehr!“

Eine sehr sparsame schwäbische Hausfrau hält ihrem Dienstmädchen, das die Untugend hat, häufig zu verschlafen, dies eines Tages mit folgenden Worten vor: „Guck, Mäde, hascht denn du gar kei Ehrig'fuhl, macho dei Lohn sollt d' raus-treib!“

Darauf die prompte Antwort: „O, Frau, wenn i an mei Löhnle denk, schlupf i wieder nonter!“

Liebe Jugend!

Mein Freund Brandes ist Weinhändler, der besonders auch Altbayern mit dem mehr oder minder edlen Tropfen versieht. Da er selbst viel Eigenbau betreibt, hat er nach dem Weingesetz das Recht, auf der Etikette den Vermerk anzubringen: „Wachstum Brandes“ oder „Crescenz Brandes“.

Als er kürzlich wieder einen Kunden suchte, meinte dieser: „Na, Herr Brandes, jetzt is ja Ihre Alte auch im Geschäft...“

„Was, meine Frau?“

„Ja freilich, die Crescenz.“

Kausalität

„Woher kommt es, daß Sie gar keine Haare mehr auf dem Kopf haben?“

„Das ist ganz einfach! Früher, beim Militär, kommandierte immer der Feldwebel: ‚Einjähriger Meier, ein Haar heraus! Und so haba ich alle Haare verloren!‘“

Schul-Humor

Mein Sohn besucht die Sexta eines Berliner Gymnasiums. Beim Turnen veranstaltet der Lehrer einen Ringkampf. Mein Sohn wird niedergedrungen. Beschämt wendet er sich zum Lehrer: „Herr Oberlehrer, ich bin aber auch nur ein Flaschen-Kind.“

Humor des Auslandes

„Lieber Doktor, an diesen Verordnungen werde ich sterben; sie sind zu hart!“

„Sie müssen eben einsehen haben; es liegt nicht in meiner Macht, Sie jünger zu machen!“

„So viel erwarte ich auch gar nicht von Ihnen... aber lassen Sie mich älter werden!“

Freundinnen

Zwei ziemlich gleichaltrige „gute Freundinnen“ besuchen ein Kabarett. Die Jüngere amüsiert sich bei den Schwänken des Komikers großartig.

„Wie du über den Mann lachen kannst, ist mir ein Rätsel“, sagte die Ältere. „Die Witze sind doch uralte, ich habe sie alle schon vor Jahren gehört.“

„Ich nicht“, meinte die Andere treuherzig, „damals habe ich ja noch nicht gelebt.“

Liebe Jugend!

Die Tante ist eben zu Besuch gekommen und steht am Bettchen des drei Wochen alten Schwesterchens. Sie sagt zärtlich zu ihm: „O du herz'g's Bubele.“

Das neben ihr stehende vierjährige Fritschen sieht sie vorwurfsvoll an und sagt: „O, Tante, du hast's halt noch net nackend g'sehn.“

Ein Zweifler

Hans spielte auf der Reise mit Großmutter's Handtasche. „Hände weg, Hänchen, das ist kein Spielzeug“, warnte Großmutter.

Das Kind spielte weiter und schrie plötzlich laut auf, weil es sich den Finger im Bügel eingeklemmt hatte.

„Da hast du schon die Strafe vom lieben Gott für deinen Ungehorsam“, sagte Großmutter.

„Vom lieben Gott?“ rief das Kind erstaunt, „ich habe es doch selbst gemacht.“

Die Pantomime

„Nun — wie gefällt Ihnen das Stück, Frau Konsul?“

„O sehr hübsch — sehr nett —, aber — ich finde — es wird doch eigentlich gar nicht dabei gesprochen!“

Liebe Jugend!

Dem Tagelöhnersohn A. wird vom Lehrer oft vorgehalten, daß er mit schmutzigen Fingern zur Schule komme, wo doch sein Nachbar immer ganz sauber sei.

„Tja“, sagt der Kleine, „der kann wohl leicht sauber sein, der wascht seine Hände auch alle Tag.“